

OPEN ACCESS - BIBLIOTHEKEN UNTERWEGS INS GELOBTE LAND?

HELMUT HARTMANN

ABSTRACT

Der vorliegende Beitrag [1] setzt sich betont kritisch mit dem Open-Access-Modell für die Publikation wissenschaftlicher Zeitschriften auseinander, das seit nunmehr einem Jahrzehnt als Wundermittel zur Behebung aller Budgetnöte wissenschaftlicher Bibliotheken bei einschlägigen Konferenzen und Kongressen thematisiert wird [2]. Eine kaum mehr überschaubare Vielzahl an mehr oder weniger kostenlosen Initiativen außerhalb der traditionellen Verlagssphäre konkurriert mittlerweile mit open-access-ähnlichen Angeboten des einen oder andern Verlags.

Die Problemzonen der von semi-kommerziellen Anbietern (Independent Publishers) und traditionellen Verlagen angebotenen Open-Access-Modelle werden aufgezeigt: Auf der Kostenseite sind Einsparungen entweder überhaupt nicht möglich oder nur schwer kalkulierbar, auf der inhaltlichen Ebene sind die frei zugänglichen Artikel meist quantitativ und qualitativ begrenzt, und in rechtlicher Hinsicht ist die vertragliche Absicherung der Archivrechte oft nicht zu erreichen.

Der theoretische Überblick wird durch eine Bestandsaufnahme ergänzt, in welchem Ausmaß österreichische Universitätsbibliotheken Open Access in ihr Angebot integriert haben. Als Abrundung des Themas wird das alternative Szenario für die Finanzierung wissenschaftlicher Forschungsliteratur anhand eines konkreten Vergleichs mit dem herkömmlichen Subskriptionsmodell am Beispiel der Universitätsbibliothek Graz kritisch hinterfragt.

EINLEITUNG: OPEN ACCESS – IDEAL UND WIRKLICHKEIT

Wer wie der Verfasser dieses Beitrags [1] durch seine Tätigkeit im Bereich des Managements von wissenschaftlichen Online-Ressourcen häufig mit Anfragen von Budgetverantwortlichen der verschiedenen österreichischen Universitäten und ihrer Bibliotheken konfrontiert ist, stellt sehr bald fest, dass in der wissenschaftlichen wie administrativen Öffentlichkeit ein Begriff die Diskussion beherrscht, der immer dann ins Spiel gebracht wird, wenn Budgets knapp werden: Open Access. Als Synonym für kostenlose Nutzung von wissenschaftlichen Publikationen gebraucht, die keinerlei Lizenzbeschränkungen unterliegen, soll das eins zu eins in die Wirklichkeit umgesetzte hehre Ideal, wie in der Budapest Open Access Initiative (BOAI) definiert, möglichst alle Budgetnöte ein für allemal beseitigen:

Open Access meint, dass diese Literatur kostenfrei und öffentlich im Internet zugänglich sein sollte, so dass Interessierte die Volltexte lesen, herunterladen, kopieren, verteilen, drucken, in ihnen suchen, auf sie verweisen und sie auch sonst auf jede denkbare legale Weise benutzen können, ohne finanzielle, gesetzliche oder technische Barrieren jenseits von denen, die mit dem Internet-Zugang selbst verbunden sind. In allen Fragen des Wiederabdrucks und der Verteilung und in allen Fragen des Copyrights überhaupt sollte die einzige Einschränkung darin bestehen, den jeweiligen Autorinnen und Autoren Kontrolle über ihre Arbeit zu belassen und deren Recht zu sichern, dass ihre Arbeit angemessen anerkannt und zitiert wird [3].

Institutional Repositories sollen die Verlagsserver ersetzen, und die WissenschaftlerInnen übernehmen gewissermaßen zusätzlich die Funktion der Verlage, sodass sie Gefahr laufen, in einer permanenten Rollenkonfusion zerrieben zu werden. 2003, also zwei Jahre nach dem Start der BOAI, wies Ann Okerson von der Yale University auf den unbefriedigenden Zustand hin, dass die „Open Access Revolution“ nicht recht vorankomme und sich im Wesentlichen auf wenige große und angesehene Personen und Einrichtungen beschränke, deren Prestige offenbar ausreiche, um wahrgenommen zu werden. Sie nennt diese Problematik „the great person phenomenon“:

Today the sources of the most widely publicized initiatives are a few voices expressing vision and a core of start-up money, for example, the Association of Research Libraries (ARL) membership, the U.S. National Institute of Health's and now Sloan-Kettering's Harold Varmus, and the philanthropist George Soros, although we see also some high-visibility smaller, for-free journal startups. [4]

Der/die durchschnittliche WissenschaftlerIn wird sich hingegen in der nach wie vor von Marktzwängen geprägten Welt des wissenschaftlichen Publizierens als VerlegerIn im Regelfall nur schwer behaupten können, es sei denn, es gelingt, sich dem Markt und seinen Gesetzen anzupassen. Dass dies durchaus erfolgreich möglich ist, beweisen Jahr für Jahr die als Verleger im traditionellen Sinn arbeitenden wissenschaftlichen Gesellschaften. Von Open Access und seinen idealistischen Ansätzen ist dann allerdings nicht mehr die Rede, und die jährlichen Preiserhöhungen können selbst die der teuersten kommerziellen Verlage übertreffen.

Einen Beitrag zum Mythos Open Access leistet auch die definitorische Unschärfe der Publikations-Form. Nach herkömmlichen bibliothekarischen Kategorien hat man es mit Zeitschriften und Büchern zu tun, bestenfalls ergänzt um die relativ junge Kommunikationsschiene der Newsletters. Erstere verursachen im Regelfall mehr oder minder hohe Kosten und werden über die Bibliotheken verwaltet, letztere sind überwiegend kostenfrei zu beziehen und werden häufig vom wissenschaftlichen

Publikum auf individueller Basis bezogen [5]. In der Welt des Open Access sind solche Kategorien eher obsolet, die neuen Formalkriterien lauten: Eprint, Preprint und Postprint.

Mit dem sehr umfassenden Terminus Eprint bezeichnet man in digitaler Form vorliegende wissenschaftliche Artikel in einer Fachzeitschrift oder einem Sammelband, aber auch selbständig und ausschließlich auf einem Dokumentenserver einer wissenschaftlichen Einrichtung (Institutional Repository) publizierte Beiträge. Ist ein für eine Zeitschrift oder einen Sammelband vorgesehener Artikel noch nicht erschienen, bezeichnet man dies als Preprint, während man nach der Publikation von einem Postprint spricht [6].

Ohne jetzt auf die rechtlichen Implikationen dieser neuen Publikationsformen näher einzugehen [7], muss an dieser Stelle aber deutlich darauf hingewiesen werden, dass damit keineswegs alle Probleme im Bereich Literaturversorgung gelöst sind, weder lizenz- noch kostenmäßig. Da Eprint sich heute in den meisten Fällen immer noch auf im kommerziellen Bereich publizierte Beiträge bezieht, sind der Verwertbarkeit auf mehr oder minder frei zugänglichen Dokumentenservern sehr enge Grenzen gesetzt, und Betreuung, Betrieb und Infrastruktur solcher Server sind leider nicht zum Nulltarif zu haben [8].

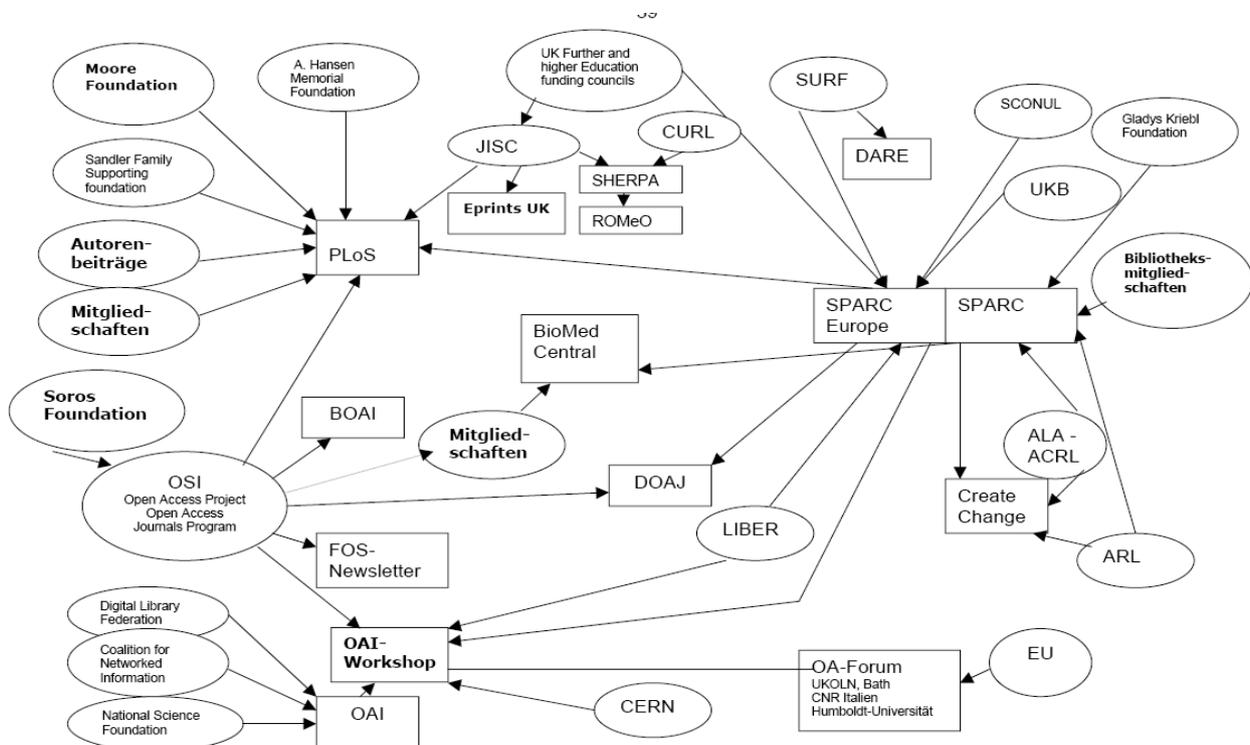


Abbildung 1: Das Netzwerk der Open-Access-Initiativen [9]

Zusätzlich verschärft wird die unbefriedigende Situation durch die Fülle der Initiativen, die auf dem weiten Feld der Open-Access-Bewegung um Anerkennung ringen [9]. Bibliotheken, Bibliotheksvereinigungen, wissenschaftliche Gesellschaften samt den daran beteiligten universitären Einrichtungen, nationale staatliche Stellen, übernationale europäische Foren, semi-kommerzielle Verlage (die sogenannten Independent Publishers) und neuerdings auch die klassischen kommerziellen Verlage – sie alle sorgen dafür, dass sich Open Access als ein verwirrendes, ja chaotisches Netzwerk darstellt. Die so dringend benötigte Bündelung von Kräften, die Schaffung von Synergien – also genau das, was im Bereich kommerziellen Publizierens mit äußerster Zielstrebigkeit angestrebt wird – scheint hier nahezu unmöglich.

Im Folgenden sollen jene Segmente des Spektrums näher vorgestellt werden, die den bisherigen rein kommerziellen Modellen am ähnlichsten sind, weil hier die Vergleichbarkeit der Kosten noch am ehesten gegeben ist.

DIE MODELLE DER INDEPENDENT PUBLISHERS

Obwohl sich dieser Begriff im Open Access Publishing großer Beliebtheit erfreut, fällt es einigermaßen schwer, ihn definitorisch präzise zu fassen. Die über Google einzig erreichbare Definition erweist sich als schwammig und nichtssagend:

Someone who establishes a small press publishing house with the intention of self-publishing his/her own works; also can accept other authors' manuscripts for publication [10].

Dennoch oder vielleicht gerade wegen der inhaltlichen Unverbindlichkeit des Begriffs schmückt sich BioMed Central an oberster Stelle seiner Homepage mit diesem Prädikat:

BioMed Central is an independent publishing house committed to providing immediate open access to peer-reviewed biomedical research. All original research articles published by BioMed Central are made freely and permanently accessible online immediately upon publication. BioMed Central views open access to research as essential in order to ensure the rapid and efficient communication of research findings [11].

Die emotionale Konnotation des Begriffs independent wird offenbar ganz bewusst aufgrund ihres hohen Werbeeffekts eingesetzt, denn sie signalisiert der potentiellen Klientel Unabhängigkeit wovon auch immer, vor allem aber wohl von den finanziellen Interessen der kommerziellen Anbieter.

An diesem Beispiel lässt sich klar erkennen, dass der im traditionellen Verlagswesen schon immer gebrauchte Begriff Independent Publishing - in den USA gibt es seit 1971 die *Independent Publishers Group* kleiner Buchverlage - in der Open-Access-Bewegung eine zusätzliche Bedeutung bekommt. Man versteht darunter ein Verlagsunternehmen, das Beiträge in neu gegründeten wissenschaftlichen Fachzeitschriften kosten- und lizenzlos der Allgemeinheit zur Verfügung stellt, sich seine verlegerische Tätigkeit aber durch alternative Finanzierungsmodelle sehr wohl entgelten lässt und womöglich daneben auch noch traditionell zu abonnierende Zeitschriften anbietet.

Wie funktioniert nun das System des Independent Publishing in der Praxis? Eine Institution kann durch Entrichtung eines jährlichen Mitgliedsbeitrags für ihre WissenschaftlerInnen das Recht erwerben, in den Publikationen des jeweiligen Anbieters zu ermäßigten Preisen zu publizieren. Weiters bekommt sie auf Abonnements traditionell publizierter Zeitschriften einen Rabatt. Verpflichtend ist die Mitgliedschaft allerdings nicht.

Bei BioMed Central (148 freie Titel, 5 abonnierbare) galten im Jahr 2005 folgende Konditionen: Der nach Full-Time-Equivalent-Zahl der jeweiligen Einrichtung bemessene Mitgliedsbeitrag brachte 15% Rabatt auf herkömmliche Abonnements. Über das GASCO-Konsortium betrug die Ermäßigung sogar 20% und im Mitgliedsbeitrag von etwa € 1.500,- waren die Publikationskosten für 3 Veröffentlichungen von Angehörigen der jeweiligen Institution schon enthalten, während ansonsten etwa € 600,- Veröffentlichungskosten pro Artikel bezahlt werden mussten [12].

Die *Public Library of Science* (6 freie Titel) bezeichnet sich selbst zwar nicht als Independent Publisher [13], bietet aber ein ziemlich ähnliches Modell an: Für die institutionelle Mitgliedschaft waren \$ 2005 2.000,- zu entrichten, wodurch man auf die pro Artikel \$ 1.500,- betragende Veröffentlichungsgebühr einen Nachlass von 10% bekam.

VERSUCHSSTATION FÜR VERLAGE

Wie groß der von der Idee des Open Access Publishing ausgehende Sog ist, zeigt die Tatsache, dass ab 2004 auch klassische kommerzielle Verlage unter dieser Flagge zu segeln versuchen. In der Folge seien die wichtigsten unter ihnen mit ihrem jeweiligen Modell vorgestellt:

Springers Open Choice sieht vor, dass bestimmte Zeitschriften gewissermaßen auf Artikelbasis „verkauft“ werden. Ein Autor oder eine Institution bezahlt dem Verlag für die Veröffentlichung eines Beitrags mindestens \$ 3.000,- plus einen individuell zu kalkulierenden Aufpreis für eventuelle Überlänge oder aufwändige Farbgraphiken und ähnliches. Vom Verlag wird je nach Anteil der auf Artikelbasis finanzierten Beiträge am Gesamtvolumen der Zeitschrift der Abopreis jährlich neu kalkuliert, sodass ein hoher Open-Choice-Anteil die Abokosten senkt, während ein Zurückgehen des Anteils einen Preisanstieg bewirkt.

Diesem relativ nachvollziehbaren Modell von *Springer* steht bei *Bentham* ein äußerst geheimnisvolles gegenüber: Autoren werden bei Interesse an Open Access lapidar auf eine E-Mail-Adresse verwiesen [14]. *Oxford University Press* hingegen setzt auf Transparenz und gewährt unter dem Begriff *Oxford Open* freien Zugriff auf die beiden Zeitschriften *Nucleic Acids Research* und *Evidence based Complementary and Alternative Medicine (eCAM)*. Weiters wurde 2005 mit dem Aufbau einer Mitte 2006 rund 50 Titel umfassenden Kollektion von *Optional Open Access* bietenden Zeitschriften begonnen. Dieses Modell ist mit dem schon vorgestellten von Springer deckungsgleich. Der Verlag weist ganz offen auf den experimentellen Charakter seiner Open-Access-Politik hin und begründet dies mit seinem Selbstverständnis als um größtmögliche Wissensverbreitung bemühter Universitätsverlag [15].

Im Jahr 2005 konnten wissenschaftliche Einrichtungen das Experiment durch eine Mitgliedschaftsgebühr in der Höhe von \$ 2.459,- unterstützen. Dafür waren für die Veröffentlichung eines Beitrags statt \$ 1.500,- nur \$ 500,- zu entrichten. Ab der 10. Seite eines Artikels wurden zusätzlich \$ 50,- pro Seite verrechnet. Seit 2006 gibt es bei den Zeitschriften mit *Optional Open Access* für Autoren, die einer den jeweiligen Titel abonnierenden Einrichtung angehören, eine Reduktion der Veröffentlichungsgebühr von \$ 2.800,- auf \$ 1.500,-, wodurch offensichtlich der Umstieg vom herkömmlichen Abonnement auf die artikelbezogene Verrechnung gefördert werden soll.

PROBLEMZONEN

Allen obigen Angeboten ist gemeinsam, dass sie das klassische Subskriptionsmodell zu ersetzen vorgeben, um so den chronisch über Geldmangel klagenden Bibliotheken bei der Sanierung ihrer Budgets zu helfen. Die Kosten könnten – so jedenfalls die ursprüngliche Idee – von den Bibliotheken auf die Forschungseinrichtungen und ihre WissenschaftlerInnen abgewälzt werden. Dieser Ansatz muss jedoch selbst bei nur rudimentärer Kenntnis der (österreichischen) Universitätslandschaft als in höchstem

Maße wirklichkeitsfremd bezeichnet werden, denn welche Einrichtung, welche WissenschaftlerInnen wären bereit, aus ihrem Forschungsetat Publikationskosten zu begleichen? Mitgliedsbeiträge wie Publikationskosten würden selbstverständlich wieder aus dem Literaturbudget zu bezahlen sein und somit keinerlei Entlastung bringen. Im Gegenteil, im Fall der nicht gänzlich freien Zeitschriften müsste zusätzlich zum Abonnementpreis ein nicht unbeträchtlicher Beitrag pro Artikel geleistet werden, und auch im Fall der komplett frei zugänglichen Titel könnte paradoxerweise eine entsprechend große Anzahl von Veröffentlichungen den „Preis“ eines an und für sich kostenlosen Journals so verteuern, dass ein traditionell abonniertes Titel im Vergleich dazu preiswert erscheint. Es könnte sich die geradezu absurde Situation ergeben, dass sich eine überdurchschnittlich produktive Forschungseinrichtung ihr eigenes Output an wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht mehr leisten kann! Die jährlich wechselnde Kalkulation des Abopreises wie bei *Springer* oder *Oxford University Press* je nach der Anzahl der bezahlten Artikel wiederum entzieht die Preisgestaltung jeder Vorhersagbarkeit und lässt – wenn dieses Modell je auf breiter Basis das derzeitige ersetzen sollte – jede Budgetplanung zum Glücksspiel werden. Weit schwerer als jeder budgetäre Einwand wiegen aber die Bedenken der Hauptbetroffenen, also der wissenschaftlichen Community, ob die im Open-Access-Modell angebotenen Zeitschriften in qualitativer Hinsicht ihren Bedürfnissen entsprechen. Es ist kein Geheimnis, in welchem Ausmaß angehende wie fortgeschrittene WissenschaftlerInnen aufgrund des internationalen Konkurrenzdrucks unter Publikationszwang stehen. Der in den *Journal Citation Reports* [16] von *ISI* festgehaltene Impact Factor entscheidet nicht unwesentlich darüber, welchen Wert ein wissenschaftlicher Beitrag für die Evaluierung der eigenen Forschungstätigkeit hat, ja, ob er überhaupt als Nachweis der bisher geleisteten Arbeit angerechnet wird, wenn die nächste Sprosse der Karriereleiter erklommen werden soll [17]. Weiß man dazu noch, dass mit Ausnahme dreier Titel (*PLOS Biology* IF 14,6; *Biomed Central Genome Biology* IF 9,7; *PLOS Medicine* IF 8,0; alle Werte JCR 2005) alle übrigen von den semi-kommerziellen Anbietern publizierten Zeitschriften im besten Fall gerade einmal den IF 4,0 erreichen und selbst die „Spitzenreiter“ unter den von *Springer* und *Oxford University Press* auf den Markt gebrachten Titeln einen Impact Factor von maximal ~8 aufweisen, während die große Mehrheit bei weniger als der Hälfte gereiht ist, dann erhebt sich wirklich die Frage, ob man den Publizierenden Open Access Journals als ernsthafte Alternative zu etablierten, IF-mäßig entsprechend hoch eingestuft und daher auch entsprechend teuren Zeitschriften empfehlen kann.

Eine besondere Spielart des Open-Access-Publishing ist die bei vielen Zeitschriften wissenschaftlicher Gesellschaften, aber auch mancher Verlage feststellbare Usance, ältere Ausgaben kostenlos und ohne irgendeine Lizenz zugänglich zu machen,

wobei die Länge des Embargos – so der Fachausdruck für die nicht freigegebenen Zeiträume – im Allgemeinen zwischen 6 und 24 Monaten schwankt und nur in ganz wenigen Einzelfällen auf 36 Monate ausgedehnt wird. Wie verbreitet dieses Modell ist, zeigt eine kurze statistische Überprüfung des Sachverhalts in der EZB, die immerhin 376 dem beschriebenen Sachverhalt entsprechende Titel auswirft [18]. So sehr diese Art von Freigabe der Inhalte älterer Jahrgänge selbst höchstwertiger Zeitschriften grundsätzlich zu begrüßen ist, so vorsichtig ist mit ihr umzugehen, wenn es um die Archivierung der betreffenden Inhalte geht. Jede Einrichtung, die sich ausschließlich auf ein solches von den Anbietern formlos zur Verfügung gestelltes Archiv verlässt, muss sich darüber im Klaren sein, dass sie ein Vabanquespiel betreibt. Sollte nämlich – aus welchen Gründen immer – der Zugang eines Tages nicht mehr gegeben sein, so hat man keinerlei rechtliche Handhabe, die weitere Nutzung der Inhalte sicherzustellen. Der Zugriff auf wesentliche Titel sollte unbedingt durch einen auch Archivierungsrechte gewährenden Vertrag abgesichert werden. Aber auch wenn es nicht zur ultimativen Katastrophe kommt, können die frei zugänglichen Titel den bibliothekarischen Alltag belasten. Da es keine vertragliche Grundlage gibt, ist man bei Fehlermeldungen oder schwacher Serverleistung vom guten Willen des Verlags abhängig und kann keine wie immer gearteten Ansprüche anmelden.

Eine extrem eingeschränkte Variante des freien Zugangs findet sich bei den Zeitschriften der *American Chemical Society*. Seit 2005 können bei ihr publizierende Autoren ein Jahr nach dem Erscheinen ihres Beitrags über einen von ihnen zu vergebenden Link (author-directed Web link) allen Interessierten (vermutlich mehrheitlich KollegInnen) unbeschränkten Zugriff auf den eigenen Artikel vermitteln. Bis zu diesem Datum durften Autoren innerhalb des ersten Jahres nach Erscheinen ihres Beitrags 50 Downloads auf diese Weise vergeben, sodass die neue Regelung tatsächlich eine Ausweitung der freien Zugänglichkeit darstellt. Dennoch ist zu hinterfragen, ob diesem Modell auf Grund seiner trotz allem immer noch sehr starken Limitierung in der Praxis große Bedeutung zukommt, schließt es doch alle jene potentiell Interessierten aus, die nicht das Glück haben, in einer persönlichen Beziehung zum Autor zu stehen oder von ihm eines Downloads für wert erachtet zu werden.

OPEN ACCESS IN ÖSTERREICH

Ohne Vollständigkeit erzielen zu wollen, soll nun überblicksartig dargestellt werden, in welchem Ausmaß die wichtigsten Open-Access-Initiativen an österreichischen wissenschaftlichen Einrichtungen vertreten sind.

BioMed Central weist im akademischen Bereich vier Mitglieder auf: Universität Wien, Medizinische Universität Wien, Institut für Molekulare Pathologie Wien, Technische Universität Graz. Im Laufe der letzten 12 Monate wurden von Angehörigen dieser Einrichtungen 20 Artikel in *BioMed Central*-Zeitschriften veröffentlicht, von denen drei mit dem Icon *Highly Accessed* gekennzeichnet sind, womit außergewöhnlich hohe Zugriffe auf einen bestimmten Inhalt angezeigt werden [19].

Die sechs Zeitschriften der *Public Library of Science* sind in allen Universitätsbibliotheken über die EZB aufrufbar. Konkrete Nutzungszahlen liegen nicht vor.

Das seit 1971 existierende *Project Gutenberg* mit mittlerweile rund 18.000 frei zugänglichen Büchern (Monographien) findet sich auf den Homepages der einen oder andern Bibliothek, z.B. auf den E-Bücher-Seiten der Universitätsbibliotheken Innsbruck und Graz. In seiner deutschen Sektion bietet es Werke der Österreich zuzuordnenden Autoren Anzengruber, Grillparzer, Kafka, Raimund, Rilke, Schnitzler, Stifter und Wassermann [20].

Austrian Literature Online, ein 2002 in Betrieb gegangenes gemeinsames Projekt der Universitätsbibliotheken Graz, Linz und Innsbruck ist heute aus der österreichischen Online-Szene nicht mehr wegzudenken. Gegründet mit der Absicht, die tausend wichtigsten Bücher der österreichischen Literatur im Internet als elektronische Faksimiles jeder und jedem zugänglich zu machen, umfasst die Plattform nunmehr schon über 11.000 digitale Objekte, darunter auch Manuskripte, Zeitschriften, Kochbücher, Ansichtskarten. Die gedruckten Vorlagen der Digitalisate sind zwischen dem 12. und 21. Jahrhundert entstanden [21].

Die von der *Österreichischen Bibliothekenverbund und Service-GmbH* betriebene *Dissertationsdatenbank* [22] enthält seit 1990 in Österreich approbierte Dissertationen und bildet zusammen mit dem Projekt *Langzeitarchivierung digitaler Dokumente* [23] der *Österreichischen Nationalbibliothek* das Grundgerüst einer zukünftigen den Leitlinien des Open Access verpflichteten nationalen Archivierungsinitiative. Die zahlreichen an Universitätsinstituten und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vorhandenen Eprint-Server sind hingegen meist nur über das Intranet der jeweiligen Institutionen zugänglich. Es ist jedoch damit zu rechnen, dass auch in diesem Bereich früher oder später bestimmte Segmente der Allgemeinheit geöffnet werden und so ein dichtes Netz von Dokumentenservern entstehen wird – vorausgesetzt, dass die dazu notwendigen finanziellen wie personellen Ressourcen aufgebracht werden können.

BRAVE NEW WORLD OF SCIENTIFIC PUBLISHING

Welche dramatischen Auswirkungen die besprochenen Open-Access-Modelle in der budgetären Praxis haben können, soll ein Vergleich mit den bisherigen Subskriptionsmodellen am Beispiel der Universität Graz beweisen.

Zunächst richten wir unser Augenmerk auf die im Jahr 2003 von WissenschaftlerInnen der Universität Graz publizierten Artikel in Springer-Zeitschriften und stellen der fiktiven Verrechnung nach dem Open-Choice-Modell die tatsächlich bezahlten Abonnement-Gebühren gegenüber [24]:

56 Artikel nach Open Choice (\$ 3.000,- p. A.)	\$ 168.000,-
Lfd. Abos 2003 (122 eigene + 127 Cross-Access-Titel)	\$ 155.157,-

Für den freien Zugang zu den von ihren Forschenden verfassten Beiträgen hätte die Universität also um 8,2% mehr ausgeben müssen als für die von ihr bezogenen 249 Springer-Zeitschriften, hätte aber – von den bezahlten Artikeln abgesehen – auf den Inhalt keiner einzigen dieser Zeitschriften mehr Zugriff gehabt!

Betrachten wir nun die Gesamtzahl der von Forschenden der Universität Graz im Jahr 2003 in wissenschaftlichen Zeitschriften publizierten Artikel.

463 Artikel publiziert

Open-Choice-Preis (\$ 3.000,- p. A.)	\$ 1.389.000,-
PLOS-Preis (\$ 1.500,- p. A.)	\$ 694.500,-
ZSS + DB-Ausgaben 2003	€ 2.434.946,-

Auch wenn die Budgetzahlen in obiger Aufstellung die Ausgaben für Datenbanken mit enthalten und sich dadurch natürlich eine gewisse Verzerrung ergibt, kommt die Quintessenz des Vergleichs umso deutlicher zum Ausdruck: Im Falle der Implementierung der betreffenden Open-Access-Modelle würden zwei Drittel des ZSS- und DB-Budgets der UB Graz nur der Finanzierung der freien Verfügbarkeit von 463 Artikeln dienen, ohne dass dadurch eine einzige zusätzliche Seite, eine einzige Datenbank zur Verfügung stünde! Und selbst bei Verrechnung nach dem halb so teuren PLOS-Modell würde immer noch ein Drittel des Budgets auf gleiche Weise gebunden sein.

Die Schlussfolgerung aus den beiden Beispielen lässt freilich außer Acht, dass – möglicherweise – auch andere wissenschaftliche Einrichtungen die Publikationen ihrer Angehörigen ebenso „freikaufen“ und sich damit allmählich nach den

Grundsätzen der Umwegsrentabilität ein immer größer werdender Grundstock an frei zugänglicher wissenschaftlicher Literatur ergibt. Der Umstieg auf die Artikelfinanzierung könnte somit in seiner Anfangsphase als solidarische Vorleistung für den Aufbau eines irgendwann im großen Umfang funktionierenden weltumspannenden Wissensarchivs zu rechtfertigen sein. Doch leider ist zu befürchten, dass dieser idealistische Ansatz den Evaluierungs- und Controlling-Abteilungen der Universitäten nur schwer zu „verkaufen“ sein wird, da das Modell systembedingt in seiner Startphase unter zwei massiven Unwägbarkeiten leidet: erstens dem weder vorhersehbaren, geschweige denn berechenbaren Zeithorizont seiner Effizienz (wirtschaftlich gesagt, unter der Unberechenbarkeit seines Break-Even-Points), und zweitens unter der Notwendigkeit, über unbestimmt lange Zeiträume eine Doppelfinanzierung zu benötigen – für die Abonnements der nach altem System laufenden Zeitschriften, die noch keine Open-Access-Artikel enthalten, und für den Aufbau des neuen artikelbezogenen Open-Access-Global-Depots.

Nicht angesprochen ist dabei auch die rechtliche Frage. Welche Haftung übernimmt ein Anbieter eines Open-Access-Modells, dass nicht nur die von der eigenen Institution bezahlten Artikel dauerhaft zur Verfügung gestellt werden (nicht jede Institution verfügt schon über Institutional Repositories), sondern auch – und dieser Punkt ist vertragsmäßig noch viel heikler – die von andern Institutionen bezahlten? Wer garantiert der wissenschaftlichen Gemeinschaft, dass ein Autor, der ja nach den Grundsätzen des Open Access das alleinige Verwertungsrecht innehaben soll, nicht plötzlich eine Arbeit zurückzieht oder sperren lässt, weil es für die Verwertung seiner Forschungsergebnisse opportun ist? Oder denken wir an die Verlagsverschmelzungen der jüngeren Vergangenheit, die beständigen Titelrochaden: Schon jetzt, wo die Kunden nach altem System doch relativ eindeutige durch Kauf- bzw. Lizenzverträge abgesicherte Rechte erworben haben, kann trotzdem der eine oder andere Titel im Nirwana der endlosen Weiten des Webs auf Nimmerwiedersehen verschwinden – um wie viel weniger verlässlich wäre da erst das Open-Access-Modell, das ja von seinem Ansatz her die Archivierung in die Hände der Bibliotheken legt und damit den Verlagen genau genommen einen Freibrief ausstellt, sich von einer – kommerziell ohnedies uninteressanten, weil teuren – nachhaltigen Archivierungspolitik und Datenpflege zu verabschieden.

AUSBLICK

Gerade die abschließend angestellten Vergleichsrechnungen zeigen sehr deutlich, dass die allgemeine Euphorie hinsichtlich der Idee des Open Access nicht zu Unrecht einer kritisch prüfenden Einstellung gewichen ist – zumindest im Bereich der

semi-kommerziellen und kommerziellen Ausprägung des Modells. Dennoch soll hier nicht das grundsätzlich Positive der von den verschiedenen Verlagen unternommenen Lizenz-Experimente geleugnet werden: Sie können als deutliche Signale verstanden werden, dass sich die Verlage allmählich doch der Tatsache bewusst werden, wie sehr das herkömmliche Subskriptionsmodell bereits an seine Grenzen stößt, da die Bibliotheksbudgets kaum mehr eine Ausgabensteigerung zulassen. Die durch die Online-Revolution des Publikationswesens in Gang gekommenen Entwicklungen sind demnach nicht das Ende, sondern der Anfang eines langen Weges, der von allen Beteiligten gemeinsam zu gehen ist und an dessen Ziel eine vielleicht tatsächlich vollkommen anders strukturierte schöne neue Welt wissenschaftlichen Publizierens stehen wird.

ANMERKUNGEN

- 1 Dieser Beitrag basiert auf einem am 15. September 2005 gehaltenen Vortrag im Rahmen der ODOK'05 in Bozen und spiegelt daher mit wenigen durch die Dynamik der Weiterentwicklung bedingten Ausnahmen den damaligen Diskussionsstand des Themas wider. PowerPoint-Folien des Vortrags siehe:
<http://www.uni-graz.at/~hartmanh/Open-Access-ODOK-05.ppt>
- 2 Mitte der Neuziger-Jahre war zwar der Begriff Open Access noch nicht üblich, die Grundidee des verlagsunabhängigen wissenschaftlichen kostenlosen Publizierens beherrschte aber bereits die Szene. Vgl. z.B. Bleuel, Jens: Online publizieren im Internet. Elektronische Zeitschriften und Bücher. 2. unveränderte Auflage. 2000. Ursprünglich: Pfungstadt und Bensheim: Edition Ergon. 1995. [nicht mehr lieferbar];
<http://www.bleuel.com/ip-wel.pdf>
- 3 Vgl. FAQs der Budapest Open Access Initiative;
<http://www.soros.org/openaccess/g/index.shtml>
- 4 Vgl. Okerson, Ann: Towards a Vision of Inexpensive Scholarly Journal Publication. Paper given at La Communication Scientifique en Quatre Dimensions Montreal, Quebec, June 5, 2003. In : Libri 2003, 53: S. 186-193;
<http://www.librijournal.org/pdf/2003-3pp186-193.pdf>
- 5 Von den 259 Newsletters, die die EZB mit Stichtag 2.8.2006 verzeichnet, sind immerhin 205, also 79%, frei zugänglich und nur 54 kostenpflichtig.
- 6 Vgl. dazu: <http://de.wikipedia.org/wiki/Eprint>
- 7 Vgl. die Darstellung der möglichen Einschränkungen in Kapitel 4.3 von Bruno Bauers Beitrag zur ODOK'05: Open Access Publishing – Trends in Deutschland, Österreich und der Schweiz: Initiativen, Projekte, Stellenwert. In diesem Band, S. 194-220.
- 8 In einem persönlichen Meinungsaustausch mit einem US-Kollegen auf einer internationalen Konferenz im Frühjahr 2006 kam eine Facette dieser Problematik zur Sprache. Er ist im Sinne der schon angesprochenen Rollenkonfusion als Verleger und Wissenschaftler

tätig, muss sich jedoch neuerdings für seine verlegerische Tätigkeit rechtfertigen, da dies die Universität nicht länger als genuine Aufgabe seiner wissenschaftlichen Position anzusehen bereit ist.

- 9 Vgl. die sehr ausführliche Darstellung der wesentlichsten Open-Access-Initiativen in der folgenden Arbeit, der auch Abbildung 1 entnommen wurde: Turnovsky, Petra: Die Open Access – Bewegung und ihre Rezeption an wissenschaftlichen Bibliotheken in Österreich. Master-Thesis Donau-Universität Krems 2004, S. 37ff;
<http://eprints.rclis.org/archive/00003737/>
- 10 Vgl. http://www.google.com/search?hl=de&lr=&rls=SUNA,SUNA:2006-01,SUNA:de&defl=en&q=define:Independent+Publisher&sa=X&oi=glossary_definition&ct=title
- 11 Vgl. <http://www.biomedcentral.com/info/>
- 12 Die Zahlen des Jahres 2006 sind wesentlich höher.
Vgl. <http://www.biomedcentral.com/info/about/apcfaq#howmuch>
- 13 Vgl. <http://www.plos.org/index.php>
- 14 Vgl. <http://www.bentham.org/OpenAccess.htm>
- 15 Vgl. <http://www.oxfordjournals.org/oxfordopen/>
- 16 Vgl. <http://scientific.thomson.com/products/jcr/>
- 17 Die Problematik der von Vertretern einer kritischen Wissenschaft vielfach beklagten Absolutsetzung des IF für Evaluierungszwecke soll durch den Hinweis auf die derzeit gängige Praxis nicht verharmlost werden, ist aber nicht Gegenstand des vorliegenden Beitrags.
- 18 Stand 2.8.2006
- 19 Vgl. <http://www.biomedcentral.com/inst/cou/40#members> Stand 2.8.2006
- 20 Vgl. <http://www.gutenberg.org/> Stand 2.8.2006
- 21 Vgl. <http://www.literature.at/webinterface/library> Stand 2.8.2006
- 22 Vgl. <http://www.obvsg.at/services/dissertationsdatenbank/>
- 23 Vgl. <http://www.onb.ac.at/about/lza/veranstaltungen/unesco/>
- 24 Da zum damaligen Zeitpunkt der Wechselkurs von Dollar und Euro exakt 1,0 betrug, ist eine Umrechnung nicht erforderlich.

ADRESSE DES AUTORS

Helmut Hartmann

Kooperation E-Medien Österreich

Universitätsbibliothek Graz

A-8010 Graz, Universitätsplatz 3

E-Mail: helmut.hartmann@uni-graz.at